

Dorf und Stadt — ein traditioneller Gegensatz

Erscheinungsformen, Herkunft, sozialökonomischer Hintergrund und Rückwirkungen einer Ideologie

1. Das „gesunde“ Dorf und die „verderbte“ Stadt als alter Topos

„Dorf und Stadt“ — das ist der Titel eines Bühnenstückes, das um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstand und heute noch nicht ganz vergessen ist. *Charlotte Birch-Pfeiffer*, versierte Schauspielerin und Dramatikerin des Stuttgarter Hoftheaters, hatte aus den Motiven einer Erzählung von *Berthold Auerbach* ein paar wirksame Szenen gemacht, die all das enthielten, was seit eh und je das Publikum anspricht: Eifersucht und Liebe, Leidenschaft und Treue, Abschied und Heimweh, Wiedersehen und Happy End. Der Titel aber war nicht zufällig: Dorf und Stadt sind die beiden Pole des Spiels, die beiden Schauplätze der Szenen. Das „Lorle“, die Tochter des Dorfwirts, verliebt sich in einen jungen Kunstmaler aus der Stadt, der in das Schwarzwalddorf gekommen ist, um dort die Kirche mit einem Altarbild zu schmücken. In stiller Einfalt sitzt das Lorle Modell für das Marienbild, und wie das Mädchen seine Züge dem entstehenden frommen Bilde leiht, so hängt der Maler Reinhard bald mit religiöser Innigkeit an dem einfachen Mädchen. Die Verlobung wird gefeiert, und schon ein paar Wochen später zieht Reinhard, der inzwischen Direktor der städtischen Galerie geworden ist und den Professorentitel erhalten hat, mit seiner jungen Frau in die Stadt. Aber die Frau Professor fühlt sich dort nicht wohl. Sie findet sich in den gesellschaftlichen Reibereien und Intrigen, im konventionellen Betrieb der Residenz nicht zurecht, und Reinhard fühlt sich mit seinem Naturkund der Lächerlichkeit preisgegeben. Es kommt zur Krise: Reinhard trifft die elegante Gräfin Ida wieder, die er einst geliebt hat und eigentlich immer noch hebt. Die Frau Leonore — so wird sie jetzt, feierlicher als das simple „Lorle“, genannt — wird dem Fürsten gegenübergestellt, dem sie in naiver, ländlicher Direktheit begegnet. Und eben dies bringt die im Sinne des Stückes positive Wendung. Der Fürst findet Gefallen an der offenen Art der jungen Frau, und sein ehrliches Lob öffnet auch Reinhard die Augen dafür, daß er „mit dem Naturschatz, den er sich errang“, reicher ist als der reichste Fürst. Er verläßt mit Lorle die Stadt und zieht endgültig mit ihr zurück ins Dorf.

Welche Figur der Maler Reinhard mit seiner etwas gestelzten Rede-weise und seiner überspannten Art auf dem Dorf macht, erfahren wir nicht mehr aus dem Stück. Für die Autorin ist der Rückweg ins Dorf eine Heimkehr in das heitere Paradies des gesicherten ländlichen Lebens. Der Weg vom Dorf zur Stadt und zurück zum Dorf wiederholt und variiert

den alten Dreitakt der Menschheitsträume, den Weg so vieler — rationaler oder irrationaler — geschichtsphilosophischer Entwürfe. Vom gesicherten und geschlossenen Dasein in einer naiv erlebten, in jeder Hinsicht stimmigen' Welt wird der Mensch hinausgestoßen in einen Raum der Entfremdung, der Verlorenheit, der Lüge, der Gefährdung; aber er hat die Chance, zurückzukehren, Heimat zu finden, in neue fraglose Übereinstimmung zu kommen mit sich und der Welt. Diese Entwicklungslinie, die sich in dem Stück in den kurzen Etappen eines Lebensweges abbildet, ist wohl auch dafür verantwortlich, daß wir das Spiel von *Charlotte Birch-Pfeiffer* nicht etwa aus den verstaubten Beständen einer großen Bibliothek herausholen mußten — vielmehr ist es noch vor kurzer Zeit in einer Sammlung „Volksspiele für Stadt und Land“ erschienen, und es wird heute noch immer wieder einmal von kleinen Theatergruppen — in Vereinen und Jugendbünden etwa — aufgeführt. Auch der harmloseste Betrachter kann wohl nicht übersehen, daß das Personal und daß die sozialen Verhältnisse des Stückes nicht gerade der heutigen Wirklichkeit entsprechen. Schon zur Zeit der Entstehung des Dramas handelte es sich zumindest um verspätete Konstellationen. Mochte sich das Bild des Dorfes notfalls noch auf das Idyll des Dorfgasthauses beschränken lassen, in dem Lorle aufwächst — die Stadt wurde gewiß schon vor einem Jahrhundert nicht mehr ausschließlich vom Fürsten und seinem Hofstaat bestimmt. Vom Bürgertum ist aber in dem Stück praktisch nichts zu sehen, geschweige denn von der Arbeiterschaft, die sich damals zu formieren begann. Wenn solche Stücke und Erzählungen auch ihrem Darstellungsstil nach als „realistisch“ bezeichnet werden können, es ist doch eine verengte und zu rechtgebogene Wirklichkeit, die sie präsentieren — in einem Lichte präsentieren, das bis heute die Auffassung von Stadt und Land mindestens *mit* bestimmt.

Deshalb soll diese Perspektive noch etwas genauer charakterisiert werden. Als sich der Maler Reinhard mit seinem Studienfreund dem Dorf nähert, ruft er enthusiastisch aus:

„Das ist Weißenbach, wir sind da! Da hast du mein Eldorado, die grüne Oase in der grauen Wüste des Weltlebens, den Kern all meiner Träume von Frieden und Glück! . . . Ist es nicht lieblich, das frische duftige Tal, dies reinliche Dorf mit seinen roten Dächern? Hier laß' uns einen frischen Atemzug Leben tun! Mir ist, als käme ich heim — . . . hier ist alles noch ursprünglich — Natur und Menschen . . .“

Das Dorf — ist eigentlich vom Dorf die Rede? Das Dorf ist hier ein Stück Natur, ein Bestandteil ‚sozialen Grüns‘, wie wir heute sagen würden, ein Wunschbild, das im seelischen Haushalt des geplagten Städters eine Rolle spielt. Das Dorf gilt als ein überschaubarer Organismus; das Leben dort vollzieht sich in voller Natürlichkeit, und deshalb gibt es — so sagt es der Fürst einmal ausdrücklich in dem Drama — „kein schöneres Leben als das der Bauern“. Die Charaktere auf dem Dorf sind kernig, gesund, offen, geradeaus. Zu diesem Bild des Dorfes und des ländlichen Lebens gehört das Gegenbild der verderbten Stadt, die dabei im Grunde ebenso wenig wie das Dorf in ihren wirklichen Bestandteilen ins Bückfeld kommt. Stadt —

das ist hier der Bezirk des Unnatürlichen, des Künstlichen. Die Stadt ist unüberschaubar, ein Bereich menschlicher Verlorenheit und Vereinzelung. Charaktere können sich hier nicht entfalten; sie verkümmern, die Menschen werden krank oder verlogen, undurchschaubar und öde auch sie — wie die Stadt als Ganzes.

Die überschwenglich-süßliche Sprache der Zitate darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Wertgegensatz die Biedermeierzeit überdauert hat. Der Literaturhistoriker *Friedrich Sengle* hat einmal die Schreckbilder zusammengestellt, mit denen die Stadt in der deutschen Dichtung bis in die jüngste Vergangenheit hinein gemalt oder verbunden wird. *Gotthelf* spricht von der „Kloake“, *Raabe* vom „Ungeheuer Stadt“; *Rossegger* nennt die große Stadt eine „Eiterbeule“, *Hermann Lingg* ein „verzehrend Fieber“; *Hofmannsthal* spricht resigniert von der „großen Traurigkeit der Stadt“; *Georg Trakl* radikalisiert das Bild zum „Wahnsinn der großen Stadt“, und andere expressionistische Dichter steigern ihre Stadtgemälde ins Geisterhafte und Mythische: Babel, Sodom und Ninive werden zu geläufigen Vergleichen.

Schon die Art dieser Bilder und Vergleiche läßt den Schluß zu, daß sie nicht in erster Linie an der Wirklichkeit gewonnen wurden, daß sie eher aus *unkritischen Visionen* denn aus kritischer Beschreibung stammen, daß sie im Grunde älter und elementarer sind als die großen Städte selber — eben deshalb scheinen sie so schwer zu überwinden oder zu neutralisieren zu sein. Auf der anderen Seite wäre es sicher falsch, in solchen Bildern einfach einen Bestand mythischer Kontinuität zu sehen, der, geschichtslos, die geschichtlichen Veränderungen begleitet. Der Hinweis auf die Spannungen zwischen urbaner und rustikaler Welt in der Antike ist kein Beweis für eine solche Kontinuität; in unserem Gebiet und Kulturkreis sind Städte erst an der Schwelle des hohen Mittelalters entstanden. Seitdem freilich zieht sich die Idylle wie ein rosaroter Faden durch die Literaturgeschichte der Jahrhunderte, verdeckt manchmal im dichten Gewebe anderer Gattungen, aber immer wieder hervortretend als eine wesentliche Form, die in einem geschlossenen Horizont ein freundliches Bild vom menschlichen Tun und Treiben entfaltet. Zur idyllischen Perspektive gehört, daß die fromme Einfalt des ländlichen Lebens, der bäuerlichen Bevölkerung als Gegensatz zur höfischen Konvention und zur städtischen Lebensweise herausgestellt wird. Man hat zwar mit vollem Recht protestiert gegen die Übertragung von Begriffen wie „Dorfpoesie“ auf die Literatur des hohen und späten Mittelalters, weil damit die spezifischen Erscheinungsformen verfehlt, die besonderen Bedingungen verwischt werden. Aber andererseits ist der Versuch solcher Begriffsübertragung nicht zufällig: die kontrastive Aufwertung des ländlichen, des dörflichen Lebens hat es tatsächlich schon damals gegeben.

2. Das Gegenbild vom überlegenen Städter

Aber es ist doch nur *eine* Form, und neben dieser freundlichen Perspektive auf das ländliche Leben und die Bauern gibt es andere Darstel-

lungen. So wird etwa der listige, betrügerische Bauer herausgestellt, und vor allem der dumme Bauer, der dem Städter das Gefühl distanzierter Überlegenheit vermittelt. Und es gibt nicht nur den genügsamen Landmann, sondern auch den gefräßigen Bauern, über dessen plumpe Völlerei man sich in der Stadt belustigt. Allerdings kippt auch hier die Optik, die Einstellung immer wieder um. Am Hof und in der Stadt distanzierte man sich nicht nur vom elementaren, ungebärdigen Wesen der Bauern; man berauschte sich auch an ihrer herzhaften und ungeschminkten Art. In den Mummereien und Aufzügen an den vielen deutschen Höfen spielte der Bauer eine wesentliche Rolle; und bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden immer wieder einmal sogenannte Bauernhochzeiten gefeiert, bei denen Fürst und Fürstin und die ganze Hofgesellschaft in bäuerliche Trachten schlüpfen, sich an ländlicher Musik, ländlichen Tänzen und teilweise auch an ländlichem Essen erfreuten und vergnügten. Doch man blieb sich der Maskerade bewußt, und wenn man bei diesen Festen spielerisch ein Gefälle vom Land zur Stadt konstruierte, so änderte das nichts daran, daß grundsätzlich das Gefälle von der Stadt zum Land ging. Die Stadt trug ihren Wert in sich; sie galt seit dem Mittelalter als ein Ort größerer Freiheit und Sicherheit; sie galt als Zentrum des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens; und jahrhundertlang wäre niemand darauf verfallen, die Verhältnisse im Ernst umdrehen zu wollen.

3. Rousseau und die Folgen in Deutschland

Diese Umkehrung vollzog sich erst später; ihre Stationen können hier nur angedeutet, nichtausführlich charakterisiert werden. Sucht man trotz der allmählichen Herausbildung nach einem konkreten Startpunkt, so muß der Name von *Jean Jacques Rousseau* genannt werden. Ihm war Natur nicht mehr nur das spielerisch erfaßte Gegenüber, nicht mehr nur der Raum der geschlossenen Idylle — Natur war vielmehr das Ziel schlechthin, zu dem der Mensch aus den Verirrungen des zivilisierten Lebens zurückkehren sollte.

Nirgends hat *Rousseaus* Zivilisationskritik und die damit verbundene und verbündete Natursehnsucht stärker gewirkt als in Deutschland. Schon in der deutschen *Aufklärung* ist der Wille zum Natürlichen und Einfachen stärker ausgeprägt als die Tendenz zur Verfeinerung; in dieser Hinsicht gibt es keinen Bruch zwischen Aufklärung und Romantik. Die *Romantiker* umwarben die Natur mit zärtlichen Gefühlen und mit religiöser Empfindung, und es liegt auf der Hand, daß mit dem Bild der Natur auch das des ländlichen Lebens in sentimentale Unwirklichkeit gesteigert wurde. Die *Biedermeierzeit* breitete diese Gedanken und Gefühle aus; nun war das Land nicht mehr nur der Raum, der äußerlich der Natur nahegeblieben war, sondern auch der Bezirk, in dem sich die natürliche, gewissermaßen gottgewollte gesellschaftliche Ordnung erhalten hatte. Man hat verschiedentlich auf die bezeichnende Tatsache hingewiesen, daß die großen Industrieunternehmer gegen Ende des 19. *Jahrhunderts*

einen Lebensstil anstrebten, der sich von dem der alten Landadligen praktisch nicht unterschied. Sie hingen damit keinem anderen Ideal an als ein großer Teil der übrigen städtischen Bevölkerung. Um die Jahrhundertwende brach die städtische akademische Jugend schwärmerisch auf „aus grauer Städte Mauern“; sie verließ den Asphalt der großen Städte und suchte in Wald und Feld jenes natürliche Leben, das auf dem Lande angeblich noch ganz selbstverständlich war. Schließlich müssen auch die Stichworte ‚Blut und Boden‘ genannt, muß daran erinnert werden, daß im *Dritten Reich* die ‚deutsche Scholle‘ an jeder Festrede klebte und daß bäuerliche Arbeit und Lebensart von nationalsozialistischen Ideologen oft als einzig vollwertig, gesund und wesentlich herausgestellt wurde.

Diese letzte auffällige Phase des Stadt-Land-Gegensatzes legt die Frage nahe, ob es sich dabei nicht um eine spezifisch deutsche, oder vorsichtiger gesagt: eine in Deutschland besonders ausgeprägte Ideologie handelt. Ein verabsolutierendes Ja auf diese Frage wäre sicher falsch: farbig und eindringlich schüdert beispielsweise *Henri Lefebvre* in seiner Skizze „Ein Sonntag in der Champagne“ die ländliche Welt mit ihrem Traditionsappeal — ein solches Wort vermag vielleicht die Verführung zu kennzeichnen, die gerade vom scheinbar schon Überwundenen ausgeht. Aber solche Beispiele aus der europäischen Nachbarschaft machen dann doch auch den Unterschied deutlich. Nirgends wird hier proklamatorisch eine Rechnung aufgemacht zum Verhältnis von Stadt und Land; die Verschiedenheit und das Gefälle erscheinen sehr viel selbstverständlicher als in einem Großteil der deutschen Diskussion. Das ist auf den ersten Blick erstaunlich, da Frankreich ja doch eine sehr viel entschiedenerere Zentralisierung kennt; wie in vielen anderen europäischen Nationen hat eine große Kapitale dort das übrige Land zur Provinz gemacht. Aber paradoxerweise scheint gerade das Fehlen eines solchen Zentralismus einer der Gründe für die besondere Ausprägung des Stadt-Land-Gegensatzes in Deutschland zu sein.

4. Deutschland als Land ohne Stadtkultur

Es ist richtig, daß die große Stadt in Deutschland sehr viel weniger eine politisch prägende Kraft war als in den umhiegenden Nationen. Während in *Frankreich* die zentrale und gewichtige Funktion von Paris dem ganzen übrigen Land den Charakter der Provinz gab, die sich gegenüber der Hauptstadt unterlegen wußte und fühlte, wiederholte sich in Deutschland das Verhältnis von Provinz und Großstadt dutzendfach — in Überkreuzungen und in einem derart verkleinerten Maßstab, daß der Anspruch der großen Städte gewissermaßen von der Provinz aufgesogen werden konnte. Stuttgart und München beispielsweise repräsentierten nie ein anderes Prinzip als die umgebende Landschaft — glücklicherweise, wird man in vieler Hinsicht sagen.

Aber für die Beziehung zum Land hatte dieser besondere Charakter der großen Städte eine doppelte Folge. Gerade weil die Städte, in denen

die Ackerbürger oft den Handelsleuten und Handwerkern die Waage hielten, von ihrer ländlichen Umgebung gar nicht so sehr verschieden waren, betonten sie die Distanz. Die Schildbürgergeschichten, die ja nicht nur auf das imaginäre *Schilda*, sondern auf viele reale Städte (vor allem auf kleine Reichsstädte) gemünzt waren, wandten dies ins (Selbst-) Ironische: die Städter präsentierten sich darin lächerlicher als jeder Dorfbewohner, aber mit dem stolzen Anspruch auf Überlegenheit.

Zum andern führte die relative Unauffälligkeit der großen Städte dazu, daß sich das dämonische Bild der großen Stadt umso unbehelligter entfalten konnte. Dabei soll nicht übersehen werden, daß dieses Bild seine düsteren Fiktionen vor allen Dingen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durchaus auch aus der Realität bezog; es orientierte sich vor allem an der Massierung und Ballung der neu entstehenden *Industriestädte*. Hier, in der Nachbarschaft der Eisenhütten und Kohlengruben, war durchaus etwas vom kolossalen und deprimierenden Wesen jener Geisterstädte zu spüren, welche nun als Gegenbild zum fröhlich-gesunden Landleben ausgemalt und beschworen wurden.

5. Ein Teil der bürgerlichen Innerlichkeitskultur

Aber es wäre sicher unzulänglich, die Perspektive auf Stadt und Dorf gewissermaßen nur als kognitives Problem zu behandeln. Ideologien sind *erkenntnisleitende Orientierungen und gleichzeitig Erkenntnisbarrieren*, sind Festlegungen der Perspektive, die damit auch die unvermeidlichen Ausblendungen bestimmen. Sie hängen aber aufs engste mit realen ökonomischen und politischen Fragen zusammen. Dies gilt auch für die ideologische Perspektive auf das Verhältnis von Dorf und Stadt. Eine ausführliche Darstellung der Zusammenhänge müßte anhand der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte verschiedene Entwicklungsschritte differenzieren; hier können nur — ohne detaillierte Herausarbeitung der zeitlichen Abfolge - einige wenige Aspekte angedeutet werden.

Zunächst: der traditionelle Entwurf des Stadt-Land-Gegensatzes ist seit zwei Jahrhunderten vor allem bürgerlich geprägt und ist begründet in der politischen Situation des deutschen Bürgertums. Die Erwartungen und Hoffnungen der Bürger, wie sie sich Ende des 18. Jahrhunderts erstmals deutlicher akzentuiert hatten, wurden nicht eingelöst; es ist oft beschrieben worden, wie große Teile des Bürgertums durch die reale Machtverweigerung gewissermaßen auf sich selbst zurückgeworfen wurden und wie so eine besondere Kultur der Innerlichkeit entstand. Die Hochschätzung des Natürlichen und die damit verbundene Aufwertung des Ländlichen war ein Teil dieser Innerlichkeitskultur. Wenn *Jacob Grimm* in seinen Briefen aus Paris sein Unbehagen an dieser riesigen Stadt ausdrückt, so handelt es sich nicht nur um eine persönliche Marotte, sondern um eine Äußerung, die repräsentativ ist für die letztlich restaurative Wendung des Bürgertums in jener Zeit. Das Restaurative liegt dabei nicht etwa in der Forderung einer Nation, sondern in der romantisierenden

Ignoranz gegenüber den sozialen Verhältnissen und der technischen Entwicklung.

6. Eine Verteidigungsstrategie der Agrarier

Das zweite: Über weite Strecken des 19. Jahrhunderts hinweg können die deutschen Länder tatsächlich noch mit guten Gründen als *Agrarstaaten* bezeichnet werden. Noch vor etwa 100 Jahren hielten sich bäuerliche und andere Berufe die Waage; dann erst schlug der statistische Befund deutlich um. Das gemessen an der späteren Entwicklung unverhältnismäßig große Gewicht des Agrarischen wirkte sich zwangsläufig auch in politischen Machtkonstellationen aus. Die politische Macht war im 19. Jahrhundert keineswegs in den Städten konzentriert; vor allem vom landwirtschaftlichen Großgrundbesitz gingen entscheidende Einflüsse aus, im Norden mehr als im Süden — aber der Norden war auch bestimmender für die deutsche Politik im ganzen. Die Aufwertung des Landes und die Idealisierung des Dorfes muß zum Teil als Verteidigungsstrategie verstanden werden; sie war geeignet, den Einfluß der großen Agrarbesitzer zu sichern und die sogenannte Landflucht wenigstens teilweise abzuwehren. *Dieter Kramer* hat gezeigt, wie es unmittelbar vor der Jahrhundertwende — vor allem als Folge der Freihandelspolitik — zu einem erbitterten Rückzugsgefecht der großgrundbesitzenden Aristokratie kam, in dem die ländlich geprägte Heimatideologie eine wesentliche Rolle spielte. Auch in den folgenden Jahrzehnten lassen sich immer wieder spezifische Bedingungen für die Aufwertung des Landes ausmachen, am deutlichsten vielleicht im Dritten Reich, als das Ziel einer konsequenten und militanten Industrialisierung in Konflikt lag mit dem Autarkiestreben, das auf die Landwirtschaft angewiesen blieb: die konsequente Bauernromantik war für die von der Industrie vereinnahmten Massen ein Kompensationsangebot, für die bäuerliche Bevölkerung selbst aber eine Möglichkeit der Selbstverklärung und scheinbar auch Selbstbehauptung.

7. Die ländliche Bevölkerung als das wirkliche Volk

Schließlich, und dies dürfte der wichtigste Aspekt sein: die ostentative Herausstellung des heilen Landlebens verdeckte die mit der Industrialisierung und Proletarisierung entstandenen tatsächlichen Probleme. Als *Friedrich Engels* mit den Möglichkeiten der Telegraphie vertraut gemacht wurde, sagte er vorher, daß damit „die Industrie definitiv von fast allen Lokalschranken“ befreit werde, daß „die Verwendung auch der abgelegenen Wasserkräfte möglich“ werde, „und wenn sie auch im Anfang den Städten zugute kommen wird, muß sie schließlich der mächtigste Hebel werden zur Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land.“ Tatsächlich hätte man von der Industrialisierung — im weitesten Sinne genommen — eine Neutralisierung des Gegensatzes von Dorf und Stadt er-

warten können, wenn dieser Gegensatz nicht jene zusätzliche Funktion gewonnen hätte. Das Bürgertum akzeptierte die neu entstandenen Volksmassen nicht eigentlich als „Volk“; an den Schriften *Wilhelm Heinrich Riehls* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, aber auch noch an Äußerungen *Werner Sombarts* unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, läßt sich der Versuch nachweisen, die Massen des *Industrieproletariats* ins Abseits des Nichtdefinierbaren zu verweisen und ihnen die in alten Traditionen verharrende ländliche Bevölkerung als eigentliches, als wirkliches Volk gegenüberzustellen. In der Fachbezeichnung „Volkskunde“ und in den Tendenzen dieses Faches bis in die unmittelbare Gegenwart herein spiegelt sich dieses Bestreben wider; die weitgehend an Maßstäben der bäuerlichen Kultur entwickelten Begriffe wie „Volkstanz“, „Volkslied“, „Volkskunst“ wurden hier lange behandelt, als prägten sie nach wie vor das Ganze der „Volkskultur“.

8. Die Rückwirkung der Ideologie auf die Realität

Sicherlich aber hätte sich diese besondere wissenschaftliche Perspektive nicht halten können, wenn der romantisierte Stadt-Land-Gegensatz nicht weite Teile der Bevölkerung erfaßt hätte. Er führte zu einer geradezu schizoiden, gespaltenen Denkweise und Haltung: während immer mehr Menschen auf städtische und insonderheit großstädtische Bedingungen angewiesen waren, wurde die ländliche Ideologie in immer fanatischeren Farben ausgemalt. Dies mußte seinerseits auf die Realität zurückwirken; Ideologie ist nicht nur von realen Bedingungen geprägt, sie wirkt dialektisch auch auf diese realen Bedingungen zurück. Konkret führte die ländliche Ideologie beispielsweise vielfach dazu, daß Schwierigkeiten des städtischen Lebens lange nicht ins Blickfeld kamen, und daß dann nur untaugliche Mittel entwickelt wurden, um sie zu meistern — ländliche Mittel nämlich, wie die Schweinezucht, die den Arbeitern noch in den Nachkriegsjahren als Nebenerwerb nahegelegt wurde, oder die Parzellierung in Schrebergärtchen — ländliche Idylle am Großstadtrand. Es wäre nicht nur unfair, sondern auch falsch, wenn man sich über diese Dinge einfach lustig machte und sich darüber hinwegsetzte. Die Nebenerwerbs-siedlungen trugen zu einer gewissen Krisenfestigkeit bei, und der sächsische Arzt Dr. *Schreber* hat mit seiner Idee unendlich viel kleines Glück ausgebreitet. Dennoch: die Mittel wurden einseitig gewählt; die ländlische Ideologie hemmte vielfach den Mut zu spezifisch städtischen Lösungen, und die Widerstände, mit denen modernere städtebauliche Entwürfe bis heute zu rechnen haben, kommen vielfach aus jener ideologischen Ecke.

Was aber noch stärker betont werden muß: auch der Nutzen der ländlichen Ideologie für das Dorf war und ist durchaus fragwürdig. Die Ab-sage an die technische Welt und an die städtischen Prinzipien, die mit dieser Ideologie verbunden war, mußte dem Dorfe schaden. Sie führte nicht selten zu Selbstzufriedenheit und Erstarrung, zu Unbeweglichkeit und zu übertriebener Angst vor Neuerungen. Das ‚Natürliche‘ und Unveränderli-

che am bäuerlichen Leben konnte für den ständig von Veränderungen gejagten Städter ein beruhigendes Gegenbild sein; für den Bauern war diese Auffassung, wenn er sie ernst nahm und in sein ökonomisches Denken einfügte, außerordentlich gefährlich. Man hat oft vom unvermeidlichen, naturwüchsigen Konservatismus des Bauerntums gesprochen. Tatsächlich war die konservative Haltung der Bauern lange Zeit die Folge ökonomisch begründeter Vorsicht; für die letzten hundert Jahre aber ist zu fragen, ob es sich nicht um eine Art von *self-fulfilling prophecy* handelt. Das starre Festhalten an unsinnig gewordenen Formen, das wir vor allem in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in manchen ländlichen Gebieten registrieren können: von der Beibehaltung unpraktischer und unhygienischer Trachten oder wenig effektiver Anbaumethoden bis zum unduldsamen Beharren auf alten Moralvorstellungen — diese Erstarrung ist sicher nicht Ausdruck einer ursprünglich konservativen Art, sondern die zustimmende Antwort und Reaktion auf jene einseitige Ideologie, die im Bauerntum etwas schlechthin Unveränderliches sah, ein soziales Naturschutzgebiet, zu dem allen geschichtlichen Einflüssen der Zutritt verwehrt werden müsse.

9. Die Bedeutung des Stadt-Land-Gegensatzes in der Gegenwart

Auf die Frage, ob und inwieweit der traditionelle Gegensatz zwischen Dorf und Stadt auch in der Gegenwart noch wirksam ist, gibt es keine pauschale Antwort. Der *bevölkerungsstatistische Befund* scheint eine Aufhebung des Gegensatzes anzuzeigen. Vor der *Gemeindereform*, durch welche die Einwohnerzahlen nach oben verschoben und zu überwiegend verwaltungsmäßigen Größen wurden, lebte nur ein knappes Viertel der westdeutschen Bevölkerung in Orten unter 2000 Einwohnern, nur ein starkes Viertel in Großstädten, also in Städten mit über 100.000 Einwohnern. Die anderen 50 % verteilten sich ungefähr zu gleichen Hälften auf Orte zwischen 2.000 und 10.000 sowie auf Orte zwischen 10.000 und 100.000 Einwohnern: auf große, nicht mehr rein ländliche Dörfer, auf Marktorte, Zentralorte, Kleinstädte, Mittelstädte. Dies ist ein Bereich, auf den die Parole: Großstadt kontra Bauerntum nicht unmittelbar zielte. Aber die Verteilung war schon lange so oder doch so ähnlich, und die Wirksamkeit des alten ideologischen Gegensatzes zeigte sich gerade darin, daß jene breite Mittelzone keine Ausgleichsfunktion übernehmen konnte, daß die Ideologie vielmehr die reale Erfahrungswelt übersprang und umprägte.

Zusätzlich kann nun freilich darauf hingewiesen werden, daß gerade in den mittleren Gemeinden während der letzten Jahre und Jahrzehnte ein sehr viel höherer Grad der *Modernisierung* und damit *Urbanisierung* um sich gegriffen hat. Aber dieser Prozeß muß relativierend in Bezug gesetzt werden zur Entwicklung in den Städten, und sicherlich darf die 'Urbanität' der Dörfer — auch der größeren — nicht überschätzt werden. Die Mehrzweckhalle und auch das Hallenbad brechen die alten Strukturen

noch nicht auf; und neben solchen demonstrativen Symbolen der Modernität stehen grelle Symptome des Modernitätsrückstands — die ländlichen Motorradgangs von Jugendlichen etwa, in denen die Unzufriedenheit mit dem dörflichen Leben zum Ausdruck gebracht und übertönt wird.

Für einen gewissen *Abbau* des traditionellen Gegensatzes dürften die Erfahrungen im Jahr und um das Jahr 1945 besonders wichtig gewesen sein. *Klaus Bergmann* hat darauf hingewiesen, daß selbst die nationalsozialistische Führung ihre theoretische Großstadtfeindschaft nicht durchhalten konnte; angesichts der Bombenangriffe auf die großen Städte und Industriezentren stand selbst *Joseph Goebbels* „in tiefer Ehrfurcht vor diesem unzerstörbaren Lebensrhythmus und diesem durch nichts zu brechenden Lebenswillen unserer großstädtischen Bevölkerung“: in der Dämonie des Krieges gab das Bild der dämonischen, „wurzellosen“ Großstadt keinen Sinn mehr her.

Aber auch die ländliche Welt geriet jenseits aller theoretischen Proklamationen in den Erfahrungsbereich vieler Städter; Millionen von Großstädtern wurden auf die Dörfer *evakuiert*, und was sie erlebten, war mit den Klischees vom gesunden, ländlichen Leben nicht einzufangen. Auch die *Hamsterperiode* nach dem Krieg rückte den Gegensatz von Stadt und Land in eine andere, realistischere Dimension; die Möglichkeiten und Ressourcen des Dorfes erschienen zwar in höchstem Maße begehrenswert, aber nicht in einem romantischen Licht. Alle diese Erfahrungen und gleichzeitig der ernüchterte Rückblick auf die Übersteigerung der Stadt-Dorf-Opposition haben sicher dazu beigetragen, dem traditionellen Gegensatz die Glaubwürdigkeit und Durchschlagskraft zu nehmen. Wo danach in den alten Kategorien weitergedacht und argumentiert wurde — etwa in rechtsradikalen Parteien —, ließ sich meist schnell die Diagnose abseitiger und unrealistischer Schwärmerei stellen.

10. Katzenjammer nach der Gemeindereform

Interessanterweise aber gibt es in allerjüngster Zeit eine Entwicklung, die auf den ersten Blick an die alte Ideologie anzuknüpfen scheint, da in ihr — verallgemeinernd gesprochen — großstadtfeindliche und dorffreundliche Tendenzen zum Ausdruck kommen. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, daß für diese Entwicklung nicht oder doch nur zum kleinsten Teil traditionelle Vorurteile maßgebend sind, daß sie vielmehr von sehr nüchternen Erwägungen und realistischen Einstellungen getragen wird. Das läßt sich etwa beobachten an den Auseinandersetzungen um die Gemeindereform — oder, um den gegenwärtigen Status zu kennzeichnen, am verbreiteten Katzenjammer über die Gemeindereform. Gewiß spielt dabei eine rückblickende Überhöhung der Dorfpolitik eine Rolle, die tatsächlich schon *vor* der Gemeindereform weitgehend ihre Selbständigkeit verloren hatte; gewiß auch wird die Kritik von jenen gefördert, deren egoistische Teilinteressen durch die Reformmaßnahmen enttäuscht wurden. Zum ändern aber haben die Bedrohung oder der Verlust der

Selbständigkeit Werte und Möglichkeiten des dörflichen Lebens deutlich werden lassen, die vorher in der Bornierung des Alltäglichen versteckt waren. Es geht um die lokale Identität, um die spezifischen Chancen dichter Kommunikation, um die „Verteidigung der Nahwelt“ im Sinne *Alexander Mitscherlichs*. Die oft — und oft zu spät — erhobene Forderung, nicht nur die Kirche im Dorf zu lassen, sondern auch die Schule, das Rathaus, den Gemeinderat — diese Forderung ist sicher nicht nur und vielleicht nicht einmal primär Ausdruck reaktionärer Enge, sondern auch ein Zeichen der Besinnung auf die spezifischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Dorfs. Dies ist ein eigenes Thema, das hier nur gestreift werden kann; in unserem Zusammenhang ist die Feststellung wichtig, daß es in den Kategorien des traditionellen Gegensatzes von Stadt und Land nicht zu analysieren, ja nicht einmal zu beschreiben ist.

11. Zwischen Ideologie und Realismus

Trotzdem: dieser traditionelle Gegensatz ist nicht schlechthin passe, ist nicht völlig abhanden gekommen. Oft wirkt er unversehens in solche Auseinandersetzungen hinein — realistische Erwägungen lassen sich dann von Vorurteilen schwer trennen, und den richtigen Argumenten klatschen falsche Bundesgenossen Beifall. Nur eingehende *Fallstudien* zur dörflichen Politik — und leider gibt es solche fast nicht! - könnten das Ineinander und manchmal Durcheinander ideologischer Vorurteile und realistischer Argumente auflösen, das im Streit um gefährdete dörfliche Selbständigkeit zutage tritt: wenn etwa die Eltern eines kleinen Schwarzwalddorfes die benachbarte Schule bestreiken, weil sie ihre Kinder nicht über Land schicken wollen — wo hört die romantisierende Zwergschulideologie („Aus uns ist auch etwas geworden!“) auf, wo fängt der vernünftige Umgang mit den Bedürfnissen der Dorfkinder an? Wo sind die Forderungen der sogenannten Heimatpflege realistisch, wo sind sie usurpiert von reaktionären Gruppen? Inwieweit orientieren sich der „Grüne Plan“ und ähnliche Förderungsmaßnahmen am volkswirtschaftlichen Kalkül, inwieweit sind sie Erfolg einer Lobby, welche die traditionelle Klaviatur vom gesunden Bauerntum beherrscht und pausenlos vorspielt?

12. Das Pseudodorf des Tourismus

Fast immer durchdringen sich ganz verschiedene, ja konträre Anstöße, und in vielen Fällen wechseln auch die Tendenzen, spielt der traditionelle Stadt-Land-Gegensatz zeitweilig herein, um dann wieder anderen Argumenten Raum zu geben. An Erscheinungen des Tourismus, der heute wohl die intensivste und vor allem extensivste Begegnung zwischen Stadt und Dorf mit sich bringt, läßt sich dies exemplarisch belegen. Im Vorarlbergischen habe ich einmal an einem Beispiel die Entwicklung vom Bergbauerndorf zum Fremdenverkehrsort verfolgt. Dabei ergaben sich be-

stimmte *Phasen*, die sicherlich nicht überall gleich verlaufen sind, die aber doch als charakteristisch gelten dürfen — Phasen, die allesamt, aber in sehr verschiedener Weise von dem hier behandelten Wertgegensatz bestimmt sind:

In der *ersten* Phase, die in dem speziellen Fall bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts reichte, schirmt sich der Ort gegen alle irgendwie modernen Einflüsse ab. Obwohl die Beharrung bei den alten Formen wirtschaftlichen Niedergang bedeutet, werden Veränderungen nicht ins Auge gefaßt. Es kommt zu Landverkäufen, zur *Abwanderung* der jungen Leute in die Ebene; das Dorf steht vor seinem Ende.

Die *zweite* Phase: Als von Auswärtigen einige erfolgreiche Fremdenbetriebe eingerichtet werden, ist der Widerstand gebrochen. Nun wird *modernisiert*, was das Zeug hält. Die unreflektierte Ablehnung alles Städtisch-Modernen schlägt um in ebenso kritiklose Hochschätzung. Man kommt den Fremden aus der Stadt gewissermaßen nicht nur auf halbem, sondern auf ganzem Wege entgegen.

In einer *dritten* Phase tritt ein *Bumerangeffekt* ein. Die Fremden suchen ja doch gar nicht ihre eigene städtische Umwelt, sondern sie kommen, ohne freilich Komfortwünsche daheim zu lassen (und hier ist dann die andere, entgegengesetzte Perspektive wirksam!) in die unberührte Welt des Ländlichen, in das einfache, schlichte, wahrhaftige Dorf.

In einer *vierten* Phase — und sie bestimmt heute noch das Erscheinungsbild der meisten Fremdenverkehrsdörfer - pendeln sich die gewissermaßen seitenverkehrten Modernitätswünsche der Dörfler und Konservierungswünsche der Städter auf einer mittleren Ebene ein: eine Art Pseudodorf wird ausgebaut — der ehemalige Kuhstall dient als flotte Bar, Blockhäuser kommen gewissermaßen von der Stange, die „uralten“ Trachten werden neu geschneidert, „uralte“ Lieder und Tänze werden neu komponiert und in Dorfabenden präsentiert. Stadt und Land einigen sich auf *die große Koalition einer Dauermaskerade*, ohne die unser Fremdenverkehr heute fast nicht mehr denkbar wäre. Die Kuhglockenfabriken im Allgäu stehen nur noch 20 % ihrer Produkte für Kühe her — ungefähr 80 % sind für die Touristen.

Auch dies gehört zum Thema Stadt und Land. Der traditionelle Gegensatz erscheint in solchen Formen aufgehoben und spielerisch entschärft. Die Konfektion hat offenbar auch unsere Wunschbilder und Traumwelten ergriffen; der Traum vom freien ländlichen Leben wird konserviert in Souvenirs, wird zur Schau gestellt in den Vitrinen der guten Stube. Massive Ideologiekritik verfehlt hier die Realität; der nur noch spielerische Charakter, in dem hier der traditionelle Gegensatz ausgetragen wird, weist auf die Chance hin, die mit dem Gegensatz lange Zeit verbundene Blockade abzubauen, die realen Elemente des Gegensatzes herauszuarbeiten und die übergreifende Aufgabe der ‚Beheimatung‘, einer humanen Umwelt in Stadt und Land, zu erkennen.

Auf der anderen Seite deuten jene Entwicklungen aber auch an, daß das im Gegensatz von Dorf und Stadt steckende traditionelle Vorurteil keineswegs völlig überwunden ist. Es kommt darauf an, den Gegensatz

in den richtigen Dimensionen zu halten. Daß der Städter das Land in erster Linie als Erholungsraum versteht, darf nicht verwundern. Daß er ein Stück ländliches Leben und ländlichen Stil in seine Umgebung zu verpflanzen sucht, ist verständlich. Seine Urlaubsträume sind noch kein Anzeichen jener Schizophrenie, von der die Rede war. Sie tritt erst dort auf, wo die Landluft mit dem stickigen Dampf hohler Phrasen gemischt wird, wo der Gegensatz in radikaler Form, in Parolen und Gegenparolen ausgetragen wird - in den sattem bekannten Bildern etwa von der ewigen Scholle und der asphaltierten Lasterhöhle. Die reale Entwicklung macht es nicht sehr wahrscheinlich, daß solche handfesten Parolen und Gedanken wieder hochgespült werden; die Beharrlichkeit des hier geschützten traditionellen Gegensatzes aber verbietet es, mit der Möglichkeit einer solchen ideologischen Wendung gar nicht mehr zu rechnen.

Literaturhinweise

- Richard Alewyn, Karl Sätzle: Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung.* Reinbek 1959.
- Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation.* 2 Bände. Bern und München 1969.
- Peter Mettenleiter: Destruktion der Heimatdichtung. Typologische Untersuchungen zu Gotthelf - Auerbach - Ganghofer.* Tübingen 1974.
- Friedrich Sengle: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur.* In: *Studium Generale* 16/1963, S. 619-631.
- Peter Zimmermann: Der Bauernroman. Antifeudalismus - Konservatismus - Faschismus.* Stuttgart 1975.
- Gerhard Schweizer: Bauernroman und Faschismus. Zur Ideologiekritik einer literarischen Gattung.* Tübingen 1976.
- Henri Lefévre: Kritik des Alltagslebens.* 2 Bände. München 1974 f.
- Dieter Kramer: Die politische und ökonomische Funktionalisierung von 'Heimat' im deutschen Imperialismus und Faschismus.* In: *Diskurs* 1973/74, S. 3-22.
- Wolfgang Jacobeit: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde.* Berlin 1965.
- Hermann Bausinger: Verbürgerlichung - Folgen eines Interpretaments.* In: Günter Wiegmann (Hg.): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert.* Göttingen 1973, S. 24-49.
- Ernst Wolfgang Buchholz: Ideologie und latenter sozialer Konflikt.* Stuttgart 1968.
- Klaus Bergmann: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft.* Meisenheim am Glan 1970.
- Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden.* Frankfurt a. M. 1969.